

ST. NACHO'S

DIE SPRACHE DER SEHNSUCHT

Z.A.
MAXFIELD



CURSED



CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) Mai 2019

Für die Originalausgabe:

© 2008 by Z.A. Maxfield

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»St. Nacho's«

Published by Arrangement with Z.A. Maxfield

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2019 by Cursed Verlag

Inh. Julia Schwenk

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration
vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock

Satz & Layout: Cursed Verlag
Covergestaltung: Hannelore Nistor

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-181-8

Besuchen Sie uns im Internet:

www.cursed-verlag.de

Z.A. MAXFIELD

ST. NACHO'S

DIE SPRACHE DER
SEHNSUCHT

Aus dem Englischen
von Susanne Ahrens

Dieses Buch ist für Mom und Dad. Adoptierte Kinder sind wie eine Wundertüte mit den Genen fremder Menschen. Das wurde mir wahrscheinlich erst bewusst, als meine eigenen kleinen Äpfel nicht weit vom Stamm fielen.

Danke, dass ihr euch das Gute erhofft
habt, mit dem Schlechten zurechtgekommen
seid und mich trotzdem geliebt habt.

Kapitel Eins

Ursprünglich hatte ich nicht vor, länger in Santo Ignacio zu bleiben. Das winzige Küstenstädtchen schien einfach nur ein guter Ort zu sein, um von der Straße abzubiegen und sich auszuruhen. Daher rollte ich meine Decke im Sand neben einer Mauer aus, die an die Strandpromenade angrenzte, und machte ein Nickerchen.

Dass niemand mich weckte und fragte, was ich hier trieb oder mir das Leben schwermachte von wegen Durchreise, obdachlos oder Landstreicher, war der erste Hinweis, dass ich vielleicht mehr als ein verschlafenes Stündchen hier verbringen würde.

Als ich wieder zu mir kam, dämmerte es und ich musste so dringend pinkeln, dass ich wagte, *Nacho's Bar* an der Strandpromenade zu betreten. Es war eine schläfrige kleine Spelunke mit einer Art Kantinenflair, vor der bereits die ersten Männer auf der Veranda in der milden Meeresbrise saßen und an ihren *Coronas* nippten. Sie entspannten sich in ihrer Strandkleidung, leckten sich das Salz von den gebräunten Händen und bissen in Limetten, bevor sie ihren Tequila in sich hineinkippten.

Das waren genau *meine* Leute.

Dass ich nicht länger zu ihnen gehörte, irritierte mich kurz, als ich den Barkeeper fragte, ob ich die Toilette benutzen dürfte. Er ruckte mit dem Kopf, als wollte er sagen »Geh nur«, auch wenn er mich mit geübtem Blick musterte. Ich gab vermutlich ein merkwürdiges Bild ab in meinen alten Jeans und der noch älteren Motorradjacke mit dem Clublogo auf dem Rücken. Letztere war ein Geschenk von einem Mann gewesen, der inzwischen nicht mehr mit mir redete, weil ich ihn bestohlen hatte. Entsprechend war ich in seinem Club nicht mehr willkommen und ich war nicht allzu optimistisch, dass es hier anders sein würde.

Der Mann starrte mich an, musterte meine Piercings und das Tattoo auf meinem Hals. Ich war den ganzen Tag lang unterwegs gewesen und sah sicher auch so aus, und ich hatte einen abgewetzten

Geigenkasten bei mir. All das ließ mich eigenartig wirken, besonders an einem Ort, an dem alle so gesund und entspannt wirkten und deutlich weniger Kleidung trugen als ich. Unwillkürlich presste ich mein Instrument fester unter meinen Arm, um es etwas unauffälliger zu machen. *Von wegen.*

Ich sah aus, als hätte das Motorrad mich hergebracht statt anders herum.

Ich ging ins Bad, benutzte die Toilette und versuchte anschließend, den größten Schmutz von meinem Gesicht und meinen Händen zu waschen. Die Erlaubnis, das Bad einer Bar zu benutzen, obwohl ich nichts bestellt hatte, war eine unerwartete Freundlichkeit. Sorgfältig reinigte ich das Waschbecken, bevor ich den Raum verließ.

Ich kehrte an den Tresen zurück und bat um einen Becher Kaffee. Der Barkeeper servierte ihn mir in einer weißen Porzellantasse mit Untertasse – ganz wie in einem Diner – und reichte mir Milchdöschen und ein paar Päckchen Zucker dazu.

»Auf der Durchreise?«, fragte er und ich kehrte innerlich in tausend andere Bars zurück. An die meisten erinnerte ich mich kaum und doch waren alle irgendwie gleich gewesen.

»Ja«, sagte ich, während ich meinen Kasten neben dem Stuhl absetzte. Ich zog meine Jacke aus und machte es mir gemütlich. Ich wusste, wie es in Bars zuing. »Nett hier. Ich brauchte eine Pause.«

»Ist ein guter Ort dafür«, erwiderte er und musterte mich scharf. »Fällt dir irgendwas Ungewöhnliches auf?«

»Nö«, sagte ich und rührte meinen Kaffee um. »Sollte es?«

Der Barkeeper wirkte belustigt. Er lehnte sich zu mir hinüber, die Ellbogen auf eine Weise auf den Tresen gestützt, die ich als provokativ empfand. Vermutlich wollte er mich schockieren. »Es sind keine Frauen hier«, sagte er abwartend. »Keine einzige.«

»Worauf willst du hinaus?«, erkundigte ich mich, auch wenn ich bereits wusste, um was es ihm ging. Im Ernst, ich war weder darauf aus, mir ein Etikett anzukleben, noch wollte ich mich großartig mitteilen. Ich konnte aber erkennen, worauf er anspielte.

Wahrscheinlich wollte er den harten Biker ein bisschen schocken, aber mir war nicht danach, mitzuspielen.

»Das ist eine Schwulenbar, Kumpel«, erklärte er. Seine Augenbrauen verschwanden unter den Fransen auf seiner Stirn.

Fransen. Den Ausdruck hatte ich von Neville, dem bösen Buben aus Oxford, der mir zum ersten Mal die Nase gebrochen hatte, nachdem ich an der *Juilliard* rausgeflogen, aber noch bevor ich in Schande zu meinen Eltern nach Hause zurückgekehrt war. Ein ganzes Jahr lang, das sicher sehr denkwürdig gewesen wäre, wenn ich je nüchtern genug gewesen wäre, um mich daran zu erinnern, hatte ich in New York gelebt. Dort hatte ich mich einer erbärmlichen Ansammlung dessen hingegeben, was ich für kultivierte Vergnügungen hielt; unter anderem einem Monat als Liebling einer Gruppe Kids mit dicken Treuhandfonds, gefolgt von einer Faszination für BDSM-Schuppen, einer kurzen Zeit als Haustier einer Motorradgang und Obdachlosigkeit. Es war nicht sehr wahrscheinlich, dass irgendetwas in diesem Laden mich noch schockieren konnte.

»Kumpel«, begann ich. Es tut mir leid, zugeben zu müssen, dass ich ihn aufzog, obwohl er so nett zu mir gewesen war. Ich war müde. Shit happens. Ich sah mich nach der angeheiterten Runde Gäste um. »Ich könnte jedem einzelnen dieser Jungs einen blasen – und zwar durch ein fünfzehn Meter langes Regenrohr hindurch –, aber wie die Dinge liegen, suche ich heute nicht nach Liebe.«

Er warf den Kopf zurück und lachte. Ich konnte einen netten, kleinen Knutschfleck rechts unterhalb seines Kiefers erkennen. »Der Kaffee macht zwei Dollar, Nachschenken geht aufs Haus«, erwiderte er.

Dann verabschiedete er sich, um sich um einige andere Gäste zu kümmern, aber ich konnte spüren, dass sich das Gleichgewicht im Raum verschoben hatte. Es war, als ob die Tatsache, dass ich ihn zum Lachen gebracht hatte, die Anspannung gedämpft hätte und das Leben wieder seinen normalen Gang ginge.

Ich stopfte die letzte Portion Milch und den Zucker in die Tasche und verzog mich mit meinem Kaffee in eine Ecke der Veranda, in der ich hoffentlich rauchen durfte. Ich versuchte mich daran zu erinnern, ob ich überhaupt noch wusste, was Normalität bedeutete.

Die Veranda war von hohen Plexiglas-Wänden umgeben und wurde von zwei großen Propangasöfen fürs Freie beheizt. Es war dort so gemütlich, dass ich einen jener heftigen emotionalen Augenblicke durchlebte, die mich von Zeit zu Zeit überkamen, wenn ich es am wenigsten erwartete. Ich wandte das Gesicht von den anderen Kunden fort, um meinen Zustand zu verbergen.

Zittrig entzündete ich meine Zigarette mit dem Zippo, das ich letzten Monat einem Typ in San Diego geklaut hatte, und dachte, dass das noch eine weitere verdammte Sache war, für die ich Abbitte leisten musste. Scheiße. Die Liste war bereits jetzt tausend verflochtene Kilometer lang und ich schaffte es keine zwei Tage, nichts Neues hinzuzufügen.

Ich erinnerte mich, dass ich das Feuerzeug an mich genommen hatte, bevor wir hinter das kleine Restaurant gegangen waren, um uns miteinander zu beschäftigen. Es hatte dort auf dem Tisch gelegen und ich hatte gedacht, dass ich hinterher sicher eine rauchen wollen würde. Damit ich meinen Mund geschlossen hielt, statt etwas zu sagen, was ich gar nicht sagen wollte. Als es vorbei gewesen war, hatte er das Kondom zugeknötet und es mir ins Gesicht geworfen. Und ich hatte irgendwie ein wenig heftiger darauf reagiert, als unbedingt notwendig gewesen wäre. Danach hatte ich zusehen müssen, dass ich Land gewann, bevor der Restaurantmanager herauskam und uns beiden die Polizei auf den Hals hetzen konnte.

Romantik ist schon was Tolles. Ich hatte nichts dagegen, mich an die Wand einer Gasse gelehnt vögeln zu lassen, aber deshalb musste ich mich noch lange nicht schlecht behandeln lassen.

Ich rückte meinen Stuhl zurecht, sodass ich gleichzeitig rauchen, meinen Kaffee trinken und so tun konnte, als wäre ich allein am Strand, abgesehen von dem ein oder anderen Spaziergänger, der die Promenade entlangschlenderte. Ich weiß nicht, wie lange ich dort saß. Bevor es mir bewusst wurde, war es auch schon dunkel.

Der Aschenbecher, den ich mir geschnappt hatte, war schon halb voll, als die schönste Hand, die ich je gesehen hatte, eine Kaffeekanne über meine Tasse hielt. Lange, elegante und sich wunderschön verjüngende Finger, die von einer Reihe silberner Ringe geschmückt wurden.

Ich starrte sie an, fasziniert von dem entspannten und leichten Griff der großen Hand, bis mir dämmerte, dass ihr Besitzer sicher darauf wartete herauszufinden, ob ich nachgeschenkt haben wollte. Ich sah auf und in das Gesicht eines jungen Mannes, das so viel Lebensfreude ausstrahlte, dass ich mich geblendet fühlte. Ich nickte ruckartig, zwang mich in die Realität zurück, wich dem Blick goldbrauner Augen aus, die ich später als eindringlich bezeichnen würde, und beobachtete, wie der hübsche Junge meine Tasse füllte. Einen Augenblick lang sah ich die Welt beinahe in Farbe. *Beinahe.*

Gegen zehn Uhr hatte ich so viel Kaffee in mir, wie ein Mann trinken konnte, und außerdem einen Teller der wirklich erstklassigen Nachos verspeist, für die die Bar berühmt war. Daher ging ich an den Tresen, um meine Tasse zurückzubringen und meinen guten Willen zu demonstrieren, und erkundigte mich, ob es irgendwo in Santo Ignacio einen Ort gab, an dem man günstig übernachten konnte. Ich hatte Geld, nicht viel, aber ich sehnte mich seit drei Tagen nach einem Bett und einer Dusche.

»Wenn dich der Krach nicht stört...«, setzte der Barkeeper an, »im ersten Stock ist eine kleine Wohnung. Als ich den Laden gekauft habe, habe ich dort gewohnt, aber inzwischen bin ich zu meinem Lebensgefährten gezogen und benutze sie mehr als Lager als alles andere. Es gibt dort nichts außer einem Bett, dem Bad und ein paar Kisten mit Akten.« Er betrachtete mich nachdenklich. »Du siehst aus, als hättest du Ärger hinter dir.«

Erneut senkte ich den Blick. Wie es aussah, war ich der demütigste aller Demütigen geworden. Ich hatte keine Ahnung, wie zum Teufel ich aussah – abgesehen davon, dass ich drei Tage nicht richtig geschlafen hatte und dreckig war. »Ich wüsste das für heute Nacht zu schätzen. Ich kann zahlen, arbeiten oder es abvögeln.« Es schadete nicht, die Dinge beim Namen zu nennen.

Er beugte sich wieder über die Bar und stützte das Kinn in die Handfläche.

»Du kannst mir nichts anbieten, was ich brauchen könnte«, sagte er. Es klang beinahe nach einem Seufzen. »Ich versuche nur zu helfen.« Er streckte mir die Hand entgegen. »Jim.«

»Danke.« Ich nahm die Hand und schüttelte sie kräftig. »Cooper. Tut mir leid, wenn ich...«

»Ist schon in Ordnung, Cooper. Nett dich kennenzulernen. Versuch nur nicht, hier runterzugehen und dir was zu trinken zu holen, nachdem geschlossen ist. Der Laden hat eine Alarmanlage und Kameras.«

»Ich trinke nicht«, erklärte ich. Tue ich wirklich nicht. Nie wieder.

Er warf mir einen Blick zu, der mir verriet, dass er das alles schon mal gehört hatte. Aber nicht von mir. *Ich trinke nicht*. Eher würde ich mich umbringen.

Ich nahm die Geige und ging hinaus zu meinem Motorrad, um meine Tasche zu holen. Als ich zurückkam, ging ich auf die Treppe zu, die Jim mir gezeigt hatte. Sie befand sich am anderen Ende des Tresens und am Anfang eines langen Flurs, von dem aus der wunderschöne Kaffee-Junge mit den bernsteinfarbenen Augen mich schweigend beobachtete. So leise ich konnte, stieg ich die hölzernen Stufen hinauf und betrat eine Wohnung, die in ihrer Winzigkeit fast wie ein Schrank wirkte. Doch es gab ein Schloss an der Tür und als ich das Wasser aufdrehte, kam es heiß aus der Leitung geschossen. *Pure Glückseligkeit*.

Lange bevor die Bar unten schloss, war ich eingeschlafen und ich regte mich erst wieder am Nachmittag des nächsten Tages. Wenn ich zu einem Gott betete – *falls* ich das tat –, dann die halbe Zeit über zu Hypnos, dem Gott des Schlafs, und den Rest der Zeit zu seinem Zwillingsbruder Thanatos, dem Gott des friedlichen Todes. Die verdammten Griechen wussten, wie man lebte.

Als ich aufstand, zog ich mir nur die Jeans an, die ich am Vortag getragen hatte. Aufgrund der Umstände reiste ich mit leichtem Gepäck. Meine Tasche enthielt nur ein paar Jeans, einige T-Shirts, Socken und zwei Paar Unterhosen, die eine Art Hommage an meine Mutter darstellten. Ich wollte nach meinem Motorrad sehen und polterte die Treppen hinunter und halb aus der Tür hinaus, bevor ich auch nur richtig registriert hatte, dass jemand in der Bar war. Als ich aufsah, bemerkte ich, dass Jim, seine Belegschaft und einige weitere Leute ungeklärter Herkunft – insgesamt acht Personen – an zusammengeschobenen Tischen saßen und in familiärer Runde etwas aßen, das nach Reis, Bohnen, Carnitas und Tortillas aussah. Es machte nicht den Eindruck, als wäre die Bar bereits geöffnet.

Ich nickte ihnen zu, um sie zu begrüßen, und ging nach draußen. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass mein Motorrad noch dort stand, wo ich es zurückgelassen hatte, intakt war und auch kein Knöllchen trug, ging ich zurück. Alle starrten mich an.

»Komm und iss was, Sohn«, sagte Jim.

»Cooper«, berichtigte ich. Ich konnte spüren, wie sie meinen Körper musterten mit seinem Netz aus Narben, Tattoos und dem Zickzack an Peitschennarben, die wie verblasste weiße Risse auf fleischfarbenem Erdboden wirkten. Früher hätte ich in einem solchen Moment mein reueloses Grinsen gezeigt, doch heute hätte ich selbst dann nicht den Blick über die Knie hinaus der Anwesenden zwingen können, wenn mein Leben davon abgehängt hätte.

»Das ist Alfred, mein Lebensgefährtin«, erklärte Jim. Er deutete auf einen attraktiven Mann in den späten Dreißigern, der mich aus haselnussfarbenen Augen neugierig betrachtete.

Ich streckte ihm die Hand entgegen. »Ich bin nur auf der Durchreise«, sagte ich wachsam.

»In Ordnung«, meinte er, nahm meine Hand in seine beiden und tätschelte sie kurz. »Frühstück doch mit uns«, wiederholte er Jims Einladung.

»Danke. Lasst mich nur was anziehen«, erwiderte ich, doch um den Tisch herum hob ein Murmeln an.

»Für uns musst du dich nicht anziehen. Die meisten genießen die Aussicht.« Jim zwinkerte.

Ich zog eine Grimasse. »Hab eine Menge Meilen auf dem Tacho.« Sie lächelten zurück.

Es war ein Vergnügen, sich zum Essen hinzusetzen, und das Frühstück selbst war so perfekt, dass es einem auf der Zunge zerging. Dicke, weiche, selbst gemachte Tortillas mit Schweinefleisch aus der Schulter, das so lange in Fett und Gewürzen gekocht worden war, bis es fast auseinanderfiel. Grob gewürfelter Salat, der die perfekte Balance zwischen Geschmack und Schärfe besaß. Reis und Bohnen, für die jede mexikanische Großmutter getötet hätte, um sie so auf den Tisch bringen zu dürfen.

Jim stellte mich Oscar und Tomas war, die offensichtlich die verantwortlichen Köche waren, und ich ließ sie wissen, für wie großartig ich ihr Essen hielt. Sie schienen vor Stolz förmlich anzuschwellen.

Jemand reichte mir einen großen Glaskrug mit etwas, das ich für eine Bloody Mary hielt. Daher wollte ich ihn weiterreichen, bis Jim sagte: »Es ist zwar ein Cocktail, aber ohne Alkohol. Ich mag ihn einfach zum Frühstück.«

Ich lächelte ihm zu, um mich für seine Rücksichtnahme zu bedanken, doch ich war mir nicht sicher, wie es mir damit ging, dass nun jeder am Tisch wusste, dass ich nicht trank. Oft entstanden daraus ganz eigene Probleme, besonders mit Männern, die nicht gern allein tranken.

Ich sah mich um. Niemand schien sich um den Austausch zwischen Jim und mir zu scheren, daher nahm ich den Krug und füllte mein Glas. Ich nahm einen großen Schluck, der mir fast den Kopf wegblies. Tabasco verstärkt von einer rauschigen Explosion, die nur von Habanero-Chili stammen konnte.

Oh verdammt, ich war in Tränen aufgelöst, mein Gesicht war bestimmt knallrot und für eine Sekunde konnte ich nicht atmen.

Ich liebte es, verdammt noch mal! Kulinarischer Kitzel war einer der wenigen Wege für mich, auf harmlose Weise das Abenteuer zu suchen, und wohin immer es mich in diesen Tagen trieb, fand ich eine Möglichkeit, ihm nachzugehen.

Eine Hand klopfte mir auf den Rücken, und einige der Männer lachten.

Das Gelächter verstummte allerdings, als sie sahen, dass ich keine Skrupel hatte weiterzutrinken, nur um erneut aufzubranden, als ich ihnen anbot, ihnen einen zu blasen, damit sie die Schärfe selbst fühlen konnten. Das brachte mir einen milden Tadel von Jim ein, der offensichtlich recht feurige Erfahrungen aus erster Hand in dieser Angelegenheit hatte. Sobald alle das Lachen eingestellt hatten, neigte er sich zu mir, um vertraulich mit mir zu sprechen.

»Also, bleibst du für eine Weile in Santo Ignacio?«, fragte er.

Ich antwortete: »Ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Ich war nur auf der Durchreise, aber es scheint hier... nett zu sein.« Ich wollte nicht zu sehnsüchtig erscheinen. Es *war* nett in Santo Ignacio und ich empfand seit dem Vortag etwas – sowohl bezogen auf die Stadt als auch auf die Bar –, das ich lange Zeit nicht gespürt hatte. Vielleicht Akzeptanz oder einfach nur Frieden.

»Ich kann hier immer Hilfe gebrauchen, gegen Kost und Logis«, meinte Jim. »Und wenn du Geige spielst, kannst du dir sicher zusätzlich etwas Trinkgeld verdienen. Der Sommer rückt näher, und dann kommen die Touristen. Auf der Promenade sind immer ein paar Straßenkünstler, und solange du kein ausgemachter Bettler bist, gibt es da kein Gesetz gegen.«

Ich dachte darüber nach. »Ja. Das wäre... das könnte ich schon machen. Bei was genau brauchst du denn Hilfe? Ich hab schon bedient, geputzt und den Springer gemacht. Ich ziehe es nur vor, nicht an der Bar zu arbeiten.« Ich wusste, wie das klang. Als könnte man mich in Versuchung führen. Aber darum ging es nicht. Der Geruch von hartem Stoff macht mich krank und Betrunkene, die mir ins Gesicht atmeten... Das konnte ich nicht.

»Ich verstehe«, sagte Jim. Nein, das tat er bestimmt nicht, aber das würde ich ihm nicht sagen. »Genau genommen brauche ich zwischendurch einen Kellner – und jemanden, der darauf achtet, dass Oscar und Tomas sich in der Küche nicht gegenseitig umbringen. Hast du Erfahrung in der Küche?«

Hatte ich jemals...

»Ja«, erwiderte ich. »Ich kann gut mit dem Messer umgehen.« Oscar und Tomas wechselten einen Blick. »In der Küche! Schneiden, würfeln, hacken... Die Grundlagen der Zutatenvorbereitung.« Sie nickten erleichtert.

»Gut«, entgegnete Jim. »Dann muss ich den ganzen Kram für die Bar nicht selbst schneiden.« Er hatte sich entschieden, obwohl für mich noch nicht das Gleiche galt.

Nach dem Frühstück bereitete ich mich auf den ersten Tag vor, an dem ich mir meine Unterkunft verdienen würde. Zu dem Zeitpunkt war ich bereit, der Angelegenheit ganze drei Tage zu geben. Ich blieb selten irgendwo länger. Drei Tage reichten immer, um herauszufinden, dass ich nicht weit und schnell genug geflohen und meine Vergangenheit mir dicht auf den Fersen war.

Ich rief die Treppe hinunter und fragte Jim, ob es in Ordnung sei, wenn ich auf meiner Geige übe. Er stimmte zu und versicherte mir, dass die Bar erst in einer Stunde öffnen würde. Falls ich etwas Mariachiartiges im Kopf hätte, sollte ich mich darauf konzentrieren.

Ich kannte *Las Mañanitas*, *Cielito Lindo*, *De Colores* und *La Bamba*. Notfalls konnte ich mir immer noch eine entsprechende CD anhören und mehr einstudieren. Ich nahm meine Geige aus dem Kasten und machte mich wieder mit ihrem Gewicht und dem Gefühl von ihr an meiner Haut vertraut. Es war eine Woche her und ich hielt sie für eine Weile wie ein Liebhaber, bevor ich sie stimmte und dazu brachte, für mich zu singen.

Sobald ich zu spielen begann, überkam mich das innige Verlangen, in der Musik zu versinken, die Treppen hinunter, in den Keller, falls es einen gab, mich so tief in die Erde hineinzuspielen wie möglich, doch ich zwang mich stattdessen, mich an die Arbeit zu

machen. Ich ließ es nicht mehr zu, dass es mich zur Gänze zerriss, solange ich mir nicht sicher war, dass keine lebende Seele in der Nähe war, die mich hören konnte. Ich spielte sanft, beinahe behäbig, wo ich doch früher gespielt hatte, als wäre ich besessen. Jedenfalls bis meine Lehrer mich damit aufgezo-gen hatten, dass meine Saiten noch Feuer fangen würden.

Das war das schwerwiegendste meiner Verbrechen und wann immer ich spielte, spürte ich die Vergeltung in meinem Nacken wie einen Atemhauch. Mir war von den Göttern eine wahrhaftige und anscheinend auch dauerhafte Gabe verliehen worden, und ich hatte sie weggeworfen. Auch wenn ich meine Geige immer bei mir hatte, war sie nicht mehr als eine Erinnerung an das, was hätte sein können.

Meine Finger flogen durch die erste von mehreren Etüden, gefolgt von einigen klassischen Stücken und anschließend den Mariachi-Weisen.

Wenn ich meine Gabe verloren hätte, wäre es ein Akt der Gerechtigkeit gewesen. Wenn ich meine Seele verloren hätte, hätten meine Schuldgefühle mich nicht länger quälen können. Doch ich hatte beides noch. Mir war lediglich meine Menschlichkeit abhandengekommen und mit ihr auch alles andere, was mir jemals etwas bedeutet hatte. Und Santo Ignacio war so gut wie jeder andere Ort, um mich in diesem Wissen zu suhlen.

Kapitel Zwei

Um fünf Uhr am Nachmittag ging ich wie verlangt nach unten, um zu tun, was immer von mir erwartet wurde. Kost und Logis. Das war die Antwort auf alle meine Gebete, denn selbst für einen Zugvogel wie mich fühlte sich der Weg manchmal sehr weit an. Ich konnte mein Motorrad hinter der Bar abstellen und ein paar Kleinigkeiten abladen. Ich wusste, wo ich einen Münz-Waschsalon finden konnte.

Home sweet home.

Man teilte mir die Küchenmesser zu, den Besen, den Wischmopp, die Kaffeemaschine, die Klobürsten und den Schlauch hinter dem Haus, falls jemand sich übergab. Das war einfach genug. Vier Stunden lang würde ich mich auf diese Weise nützlich machen. Anschließend konnte ich, wenn ich wollte, ein Glas für Trinkgeld aufstellen und Mariachi oder was immer mir gefiel für die Kunden spielen, bis die Küche ab zehn Uhr nur noch Nachos anbot und ein DJ Dance auflegte. Am Wochenende sollte ich die Gäste, die zum Brunch kamen, mit Musik versorgen und anschließend zu meinen Messern und Putzutensilien zurückkehren, also das ganze Programm rückwärts.

Heimlich dachte ich mir, dass das Ganze schlicht Jims Weg war, mir stillschweigend unter die Arme zu greifen. Er brauchte mich nicht, was mich vermutlich nur noch entschlossener machte, mich nützlich zu machen.

Ich brachte gerade zwei ziemlich große Mülltüten ins Freie, als ich wortwörtlich in den hübschen goldäugigen Jungen hineinlief, der mir am Tag zuvor Kaffee nachgeschenkt hatte. Ich entschuldigte mich und murmelte eine Nichtigkeit. Und er lächelte mir mit ausdrucksstarker, offener Miene zu, aber erwiderte nichts.

Später am Abend, als ich die Aschenbecher fürs Abwaschen einsammelte, bemerkte ich, wie er seinen Arm aus dem Griff eines Gastes zog.

Aus den Augenwinkeln, damit man es nicht bemerkte, beobachtete ich, wie er ein paar Teller nahm und sie in eine jener grauen Industrierwannen stellte, die jede Küchenhilfe weltweit nur zu gut kennt. Er suchte Besteck, Servietten und Abfall zusammen und bewegte sich von Tisch zu Tisch, um sie abzuwaschen, während der betrunkene Grapscher hinter ihm her taumelte. Was folgte, war eine peinliche Beschimpfung, die in einer Schuberei überzugehen drohte und mich dazu brachte, mich in ihre Richtung zu bewegen.

Um das Gleichgewicht zu bewahren, musste die Küchenhilfe die Wanne fallen lassen. Teller zersplitterten auf dem betonierten Boden der Veranda.

Ich verfluchte mich, während ich dem Jungen half, das Debakel zu beseitigen. Ich hatte den Besen ohnehin schon geholt, da ich vorgehabt hatte, die Veranda zu fegen, nachdem ich die Aschenbecher eingesammelt hatte. Daher machte ich mich daran, die Beschering zusammenzukehren. Während ich mich bemühte, den kleineren Scherben zersplitterten Porzellans Herr zu werden, sagte ich: »Es tut mir leid. Ich helfe dir beim Säubern. Ich hab mitbekommen, wie das Arschloch dir auf die Pelle gerückt ist. Alles in Ordnung?«

Der Junge schwieg, konzentrierte sich lediglich darauf, das Besteck zusammenzusuchen und Essensreste vom Beton in seine Hände zu bugsieren. Ich hatte Sorge, dass er sich schneiden würde.

»Hier«, sagte ich etwas lauter. »Ich kümmere mich darum, mach du mit deiner Arbeit weiter. Ich will nicht, dass du dich schneidest.«

»Spar dir die Mühe«, sagte der Mann, der das Durcheinander verursacht hatte. »Er kann dich sowieso nicht hören.« Der Typ schien das für witzig zu halten und stieß seinen Begleiter an. Verdammte Säufer. Ich war ihr verdammter Heiliger gewesen und kam immer noch nicht darüber hinweg, wie sehr ich sie verabscheute.

»Wie bitte?«, fragte ich. Auch wenn ich mich um Höflichkeit bemühte, klang es angespannt.

»Er ist taub, Arschloch.«

Bernsteinauge hob die Wanne auf und ging, ohne sich noch einmal umzusehen.

Tja. Wenn das Universum einen Witz auf deine Kosten macht, musst du lachen. Bernsteinauge war seit geschätzt drei Jahren der erste Kerl, den ich in Farbe sah, und er war taub. Und ich? Die einzige menschliche Sprache, die mir geblieben war, war die Musik.

Ich warf den Abfall, den ich vom Boden aufgehoben hatte, in einen der großen Mülleimer. Er war nicht einmal zur Hälfte gefüllt, sodass ich ihn noch nicht ausleeren musste. Ich brachte gerade den Besen und das Kehrblech weg, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. Als ich mich umdrehte, stand die Küchenhilfe vor mir.

Er war größer als ich. Das überraschte mich, wenn ich auch nicht wusste, wieso. Viele Menschen waren größer als ich. Mit meinen 1,77 Meter war ich wirklich kein Riese. Da ich ordentliche Muskeln hatte – teils, weil ich früher viel Sport gemacht habe, teils, weil ich oft trainierte, wenn ich nicht schlafen konnte, was praktisch immer der Fall war –, war ich kräftiger als er. Daher hatte ich aus der Entfernung irgendwie den Eindruck gehabt, ich wäre größer als er. Doch er war hochgewachsen genug, dass ich zu ihm aufsehen musste, wenn ich ihm in die Augen schauen wollte. Und diese musterten mich jetzt ausdruckslos.

»Danke für deine Hilfe«, sagte er mit der wohl unmelodischsten Stimme, die ich je gehört hatte, und zeitgleich mit seinen Händen. Es war, als könne er nicht reden, ohne beides zu verwenden. Als könne oder wolle er nicht. Ich bemerkte eine Spur Trotz in seinem Blick.

»Gern geschehen«, sagte ich. Zeit für mich, zu verschwinden. Wo immer ich hier zum Teufel auch hineinzugeraten drohte, ich wollte nicht.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter. Er drehte mich zu sich um, sein Griff überraschend kräftig für einen so schmalen Mann. »Mein Name ist Shawn«, sagte und deutete er.

»Cooper«, erwiderte ich. Prompt verfiel ich in falsche Rücksichtnahme, sprach lauter, übertrieb es mit der Betonung und hasste mich dafür.

»Hooper?«, hakte er nach. Seine schönen Augen wirkten neugierig unter dem V, das seine gerunzelten Brauen bildeten.

»Cooper«, wiederholte ich. Mit der Hand bildete ich ein C. Ja, ich wusste, wie ein C aussah, wenn ich darüber nachdachte.

Er nickte. »Cooper.« Dann lächelte er. Oh Scheiße, sein Lächeln war... blendend. Ich wandte mich ab und dieses Mal hielt er mich nicht zurück.

Nachdem ich die restlichen Früchte für die Bar zurechtgeschnitten hatte, stand es mir frei, gegen Trinkgeld Geige zu spielen. Ich machte mir nichts vor, als ich nach oben in mein Zimmer ging, um mich zu waschen. Die Männer im Erdgeschoss, die ihre Nachos verschlangen, würden sich viel mehr um das Ballspiel kümmern. Im Restaurantbereich der Kneipe saßen einige wenige an den Tischen und aßen. Falls es nicht lief und die ganze Sache hier für mich zum Teufel ging, konnte ich am Wochenende immer noch auf der Strandpromenade spielen, um genug für die Weiterreise in die nächste Stadt zu verdienen. Das Geheimnis meines Erfolgs waren meine gewaltig gesunkenen Erwartungen.

Ich brachte Kolophonium auf den Bogen auf, während ich das kleine Publikum musterte. Das war eine Art Ritual von mir. Jim hatte die Musik abgedreht, aber im Fernseher oberhalb des Tresens lief immer noch das Spiel. Ich begann mit *Las Mañanitas* für einen Mann, der seinen Geburtstag feierte. Seine Freunde und die Kellner sangen mit; sogar Oscar kam aus der Küche, um ihm die Ehre zu erweisen.

Anschließend wanderte ich für eine erstaunlich erfreuliche Stunde lang zwischen Restaurant, Tresen und Veranda umher. Dann war es an der Zeit, die Tische zurückzuschieben und einen Tanzboden zu improvisieren. Ich war mir nicht sicher, ob das legal war, aber hier in St. Nachos, wie die Besucher der Bar die Stadt nannten, schienen Gesetze nicht ganz so streng ausgelegt zu werden wie in der restlichen Welt.

Ich spürte bereits, dass ich mich innerlich an die Geschwindigkeit des schläfrigen Städtchens anpasste. Ich fragte mich, wie es hier im Sommer zugehen mochte – oder auch nur am Wochenende. Seit Langem hatte mich keine Stadt mehr dazu gebracht, über sie nachzudenken. Meistens wollte ich einfach nur weiterziehen.

Ich hatte an diesem Abend fast fünfundzwanzig Mäuse an Trinkgeldern verdient und da ich für das Zimmer und mein Essen nicht zahlen musste, kam ich mir reich vor.

Wieder und wieder befahl ich mir, mir nicht den Kopf zu zerbrechen. Der Typ mit den warmen braunen Augen war nur ein Mann und dies alles war nur ein Kurzauftritt. In drei Tagen, höchstens vier, würde ich mich wieder auf den Weg machen.

Doch dann, an nächsten Tag beim Frühstück, lernte ich Jim und seinen Liebhaber Alfred besser kennen. Es stellte sich heraus, dass Alfred Cello spielte. Dass wir beide zu Highschoolzeiten Orchesterstreber gewesen waren, verband uns miteinander. Zu verschweigen, dass ich von der *Juilliard* geflogen war, war nicht wirklich eine Lüge. Das redete ich mir jedenfalls ein. Es war einfach nur eine lange Geschichte, eine *alte* Geschichte, und sie lief immer darauf hinaus, dass ich jede Beziehung, die ich zu seriösen Musikern gehabt hatte, verbockt hatte. Es wird irgendwann ermüdend, sich anzuhören, dass man zu blöd zum Leben ist.

Den größten Teil meines zweiten Tages genoss ich mit Oscar und Tomas in der Küche. Sie arbeiteten Hand in Hand und schafften es dennoch, sich die ganze Zeit über zu streiten. Aus unerklärlichen Gründen nannte Tomas Oscar abfällig *precioso* – Schöner –, wenn er wütend war, und genauso merkwürdig kam es mir vor, dass Oscar Tomas als *pendejo* – Dummkopf – bezeichnete, wenn er lieb zu ihm sein wollte.

Ständig drohten sie sich mit großen Löffeln, denn ich hatte schon am ersten Tag ihre Küchenmesser vor ihnen versteckt. Sie waren quirlig und arbeiteten gut zusammen. An meinem dritten Morgen bereiteten sie so fantastische *Chilaquiles* zu, dass ich glaubte, gestorben und im Himmel gelandet zu sein. An dem Tag fiel mir auf, dass die meisten, die in *Nacho's Bar* arbeiteten, dort gegen ein Uhr mittags ihr Frühstück einnahmen. Die Ausnahme bildete Shawn, die Hilfskraft, da er von Montag bis Donnerstag morgens Kurse am College besuchte. Seinen Freunden schien das nicht zu gefallen.

Wenn ich ihn beobachtete, fragte ich mich, ob ich in einer Welt ohne Klänge überleben könnte, was es für mich bedeuten würde, mein Gehör zu verlieren. Das erinnerte mich an Beethoven, denn als Kind hatte ich oft so getan, als wäre ich er. Ich hatte mir vorgestellt, die Fähigkeit zu verlieren, mich selbst Geige spielen zu hören, langsam taub zu werden, bis ich schließlich gar nichts mehr hören konnte. Wenn das je geschehen sollte, würde ich bestimmt augenblicklich zu Staub zerfallen. Nicht aus Trauer, sondern weil es im Wesentlichen schon lange nicht mehr um meine Liebe zur Musik ging, sondern darum, dass sie das Letzte auf der Welt war, das mir eine Art Perspektive bot. Die Musik hatte mich verlassen, weil ich eine Hure war, aber im übertragenen Sinne gesprochen saß ich immer noch am Fenster und wartete darauf, dass sie zu mir zurückkehrte.

Ich spritzte mir Wasser ins Gesicht. Jim hatte mir erklärt, wo ich ein paar Vorräte und Zigaretten erstehen konnte. Mir ging das Waschmittel aus. Da ich gezwungen war, mit leichtem Gepäck unterwegs zu sein, konnte ich immer nur Reisegrößen oder wirklich kleine Flasche kaufen. Außerdem brauchte ich Seife. Die in Jims Dusche roch nach Blumen, und ich konnte sie noch Stunden, nachdem ich sie benutzt hatte, an mir wahrnehmen.

Ich war auf dem Rückweg vom Laden, die Plastiktüte baumelte an meinem Arm, als ich hinter mir Schritte auf mich zurennen hörte. Als mich eine Hand von hinten an der Schulter packte, reagierte ich über. Ich ließ meine Tüte fallen, wirbelte in die andere Richtung, um die Hand abzuschütteln, und baute mich auf. Auch wenn ich nicht groß war, hatte ich immer noch meine Tätowierungen und Piercings und konnte durchaus bedrohlich wirken.

Die vergangenen drei Jahre hatten mich hart gemacht. Ich wusste, dass ich die Welt nur noch durch einen Schleier aus Schmerz und – schlimmer als das – Reue sah. Meine eigene Mutter hatte sich vor mir gefürchtet, als sie mich das letzte Mal gesehen hatte.

Sobald ich mich umgedreht und zu voller Größe aufgerichtet

hatte, begriff ich, dass die Hand, die mich festgehalten hatte, zu Shawn gehörte und dass ich ihn definitiv überrascht hatte. Er hatte offensichtlich mit einer Gruppe Freunde vor dem Laden gestanden. Sie wirkten besorgt, einer von ihnen näherte sich, um sich der vermeintlichen Bedrohung entgegenzustellen.

Ich schüttelte den Kopf.

»Hi Shawn«, sagte ich und entspannte mich. Anschließend hob ich meine Tüte wieder auf und grinste ihm zu. »Wie geht's dir?« Ich musste mich langsam vortasten, war unsicher, was ich sagen sollte, *wie* ich es sagen sollte. Man hatte mir schon öfter gesagt, dass ich zum Murmeln neigte. Daher wollte ich mich so verständlich wie möglich machen, was mich davon abhielt, mich natürlich zu verhalten. Und ich hasste es.

»Hi Cooper«, erwiderte Shawn. Sein Lächeln glühte in mir nach, seitdem ich es zum ersten Mal gesehen hatte.

Sein Freund näherte sich und legte einen Arm um ihn, nur um ihn gleich wieder loszulassen und ihm etwas in Gebärdensprache zu signalisieren. Anders als Shawn benutzte er nicht parallel seine Stimme, sodass ich nicht wusste, was er sagte.

Ich behielt stattdessen Shawn im Auge. »Das ist Kevin«, stellte er vor. An Kevin gewandt fügte er hinzu: »Cooper arbeitet im *Nacho's*.«

Kevin schien etwas erwidern zu wollen, doch dann nahm er lediglich Shawns Hand und ging mit ihm zurück zu der Gruppe Männer und Frauen, bei der er gestanden hatte. Sie alle verwendeten die Gebärdensprache, fiel mir auf. Ihre schönen Hände schrieben Worte in die Luft. Ich fühlte mich an fliegende Vögel erinnert. Shawn war der Lebhafteste von allen, und er war der Einzige, der laut sprach.

Er warf mir einen schnellen Blick zu, als er sagte: »Er ist nett. Er spielt Geige.«

Ich grinste und wandte mich ab. Zeit, weiterzugehen.

Shawns Clique bestand aus Leuten, die dasselbe Leben führten wie er. Ich wusste, dass die Gemeinschaft der Gehörlosen in meiner Heimatstadt für sich blieb und ihre eigene soziale Hierarchie hatte. Sie waren Andersbegabte und ein Mann, der durch seine Ohren lebte, war in ihrer Welt weder nötig noch willkommen.

Ich fand zurück zum *Nacho's* und ging in meine kleine Wohnung. Irgendwie fühlte ich mich innerhalb dieser vier kahlen Wände sicherer aufgehoben als in den drei Jahren zuvor. Sie bildeten eine Art Refugium und setzten mir den Gedanken in den Kopf, dass ich den Heiligen Ignatius aufspüren und für ihn tun müsste, was immer man für Heilige eben tat. Ich wollte mich einfach nur vor den strengen Blicken der Öffentlichkeit verbergen, meinen Job machen und dann, wenn es an der Zeit war weiterzuziehen, wie ein Seufzen spurlos verschwinden.

Erst an diesem Abend wurde mir klar, dass ich meine übliche Anonymitätsroutine über Bord geworfen hatte und dass Shawn unbeabsichtigt eine Rolle darin spielen würde, mich zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit in St. Nachos zu machen.

Ich spielte gerade *De Colores*, eine Mariachi-Nummer, die so traditionell war wie das Feuerwerk zum vierten Juli, als Shawn, der den Abend freihatte, und seine Freunde eintrafen. Es war ein ruhiger Donnerstagabend, irgendwann zwischen dem Ansturm auf die Küche und dem Zeitpunkt, an dem die Tanzfläche eröffnet wurde.

Ich genoss diese Zeit inzwischen, diese eine Stunde, in der ich Geige spielen und mich mit Menschen unterhalten konnte, die ich nicht als Freunde bezeichnen würde, aber doch als Bekannte. Viele lauschten mir mit Begeisterung, da sie nie zuvor erlebt hatte, dass jemand nur für sie spielte. Das Konzept eines Geigers, der in einem altmodischen, französischen Edelrestaurant für einen einzigen Tisch spielte, war in St. Nachos so exotisch wie... nun ja... wie ein französisches Edelrestaurant eben. Ich konnte bereits hören, dass die vermehrte Übung mein Spiel veränderte, und ich war auch nicht immun gegen den Sirenen gesang meiner Gabe. Ich wurde besser.

Als Shawn mit seinen Freunden die Bar betrat, platzierte er die Gruppe augenblicklich an einem Tisch auf der Veranda, auf der ich spielte, und zog los, um eine Runde Drinks zu besorgen. Er hatte drei Männer und zwei Frauen mitgebracht. Die kleine Clique war so lebhaft, dass sie jedem im Raum ins Auge fiel.

Shawn kam zurück und Kevin legte sofort schützend eine Hand auf dessen Stuhllehne. Er und Shawn fingen an, sich zu unterhalten und mir fiel auf, dass ihre Blicke immer wieder zu mir wanderten. Kevins wirkten etwas frostig, was mich nicht überraschte. Die ganze Zeit über blieb seine Hand bei Shawn oder vielmehr auf dessen Stuhl liegen. Der schob sie sogar ein paar Mal zur Seite, doch Kevin legte sie einfach zurück, wenn Shawn nicht aufpasste.

Shawn winkte mir zu und ich erwiderte die Geste mit dem Hals meiner Geige, ohne mein Spiel zu unterbrechen. Anschließend begannen Kevin und er zu diskutieren. Es sah nach einer leidenschaftlichen Debatte aus und Shawn rückte seinen Stuhl ein Stück von Kevins weg. Dann warf er mir genau jenes Lächeln zu, das mich normalerweise dazu brachte, eine Stadt hinter mir zu lassen. Und so, wie Kevin ihn von der Seite anstarrte, lag ich mit meinem Gefühl richtig. Was immer sie besprachen, ich würde nicht lang genug in St. Nachos bleiben, um es herauszufinden.

Ich wandte mich ab und kümmerte mich bewusst um die Tische in der gegenüberliegenden Ecke. Wenn es um ein Lächeln wie Shawns ging, musste ich zugeben, dass ich nicht immun gegen dessen Charme war. Es erzählte mir vom Sommer und davon, einen Jungen zu gern zu haben, weil er dir wieder auf die Beine geholfen hat, nachdem einer anderer dich geschubst hat. Es erinnerte mich an das Musikcamp, Pfannkuchen zum Frühstück, kalte Limonade und mit dem Orchester im Einkaufszentrum zu spielen, daran, mit dem ersten Cellisten im Freizeitpark Achterbahn zu fahren und festzustellen, dass er mich genauso gern küssen wollte wie ich ihn. Es war ein offenes, neugieriges Lächeln, frei von jeder Arglist, so hell und voller Hoffnung, dass ich es nicht ertragen konnte, es anzusehen.

Dann stand er plötzlich genau vor mir. Offenbar war er es müde geworden, anderweitig zu versuchen, meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Zwischen zwei Liedern seufzte ich und lächelte zurück. Er bot mir ein Bier an. Ich schüttelte den Kopf und lehnte ab, sagte deutlich, dass ich nicht trinke.

Weit aufgerissene, neugierige Augen, die mir nichts verrieten, suchten meine. »Eistee?«, fragte er, indem er sorgsam sprach und gleichzeitig deutete.

Ich nickte. Er verließ mich, um mir ein Glas zu holen, und brachte außerdem Süßstoff und Zitrone auf einer Untertasse mit.

»Spiel für mich«, sagte er. »Ich schaue zu.« Er zeigte auf die Geige.

Welcher Teufel mich ritt, konnte ich nicht sagen. Vielleicht war es einfach der übliche Störenfried, der mein ständiger Begleiter war, der mich dazu brachte, Shawns Hand zu nehmen und sie auf der Rückseite meiner Geige zu platzieren, bevor ich *La Habanera* aus *Carmen* spielte. Seine Augen wurden rund und kaum dass ich die ersten Töne gespielt hatte, riss er seine Hand zurück, als hätte er sich verbrannt. Kevin sprang auf die Füße.

Oh ja, ich bin eine verdammte Venusfliegenfalle. Ein Menschenfresser.

Shawn bedeutete Kevin, sich wieder hinzusetzen, und fügte in seiner monotonen Stimmlage hinzu: »Entspann dich, Kevin. Es hat nur gekitzelt, das ist alles.« Dann legte er die Hand wieder auf den Korpus, erlebte die Musik durch seine Finger.

Ich weiß zufällig – immerhin spiel ich ja dauernd auf dem Ding –, dass man den Unterschied zwischen hohen und tiefen Tönen spüren kann. Man kann fühlen, wie die Geige unter meinem Vibrato erschauert. Man kann sowohl die Ausrichtung als auch die Gefühle hinter einem Musikstück wahrnehmen, wenn man die Hand an den Korpus eines Instruments legt, selbst wenn man in eine schallisolierte Kiste eingeschlossen ist. Seine Stimme überträgt sich wie jede andere auch in Wellenform und Shawn konnte auf diesem Weg meine Stimme – meine wahre Stimme – hören. Durch seine Fingerspitzen hindurch, während ich für ihn Geige spielte.

Das Letzte, was ich erwartet hatte, war, dass er verstand. Aber verflucht sei der Idiot, der ich nun einmal bin; er verstand sehr wohl, vielleicht sogar ein bisschen zu gut. Es spiegelte sich in seinem Verhalten wider. In seiner Körperhaltung. Doch vor allen Dingen stand es in seinen Augen, als unsere Blicke sich trafen, und wieder lächelte er. Er lächelte mich an.

Zum ersten Mal seit zehn Jahren verloren meine Finger die Nerven. Oder anders gesagt: Mir ging die Konzentration flöten. Meine Geige klang auf einmal wie eine Katze, die eine Wand traf, oder wie eine Nadel, die über eine Schallplatte kratzte, während die Welt an einem unbestimmten Punkt im Raum stehen blieb. Schweigen hing schwer im Raum, während wir uns anstarrten. Ich versuchte, sein Lächeln zu erwidern, konnte mir aber keines abringen, das nicht schon so verbraucht gewesen wäre, dass es seiner unwürdig war. Ich hatte kein frisches anzubieten und ein neues konnte ich erst recht nicht erschaffen. Ich hatte keines mehr übrig, das ich mit netten Jungen teilen konnte.

Wenn Shawn mich aus der Tür und gegen eine Wand geschubst hätte – oder auch runter auf meine Knie –, hätte ich gewusst, was ich zu tun hätte.

Also lachte ich meine Unfähigkeit weiterzuspielen weg, machte irgendeinen Witz und nahm einen langen Schluck von meinem Eistee – ungesüßt als Strafe für meine Sünden –, um mir Zeit zu verschaffen. Dann wandte ich mich wieder *La Habanera* zu und beendete meinen Abend in der Bar mit diesem Stück.

Shawn saß indessen wieder auf seinem Platz und beobachtete mich nachdenklich, doch ich ließ es nicht zu, dass unsere Blicke sich erneut trafen.

Kapitel Drei

Später nahm ich meine Geige und mein Trinkgeld und ging hinauf in mein Zimmer. Ich brachte eine lange, schlaflose Nacht hinter mich, für die meine Muskeln letztendlich den Preis zahlen würden, und dämmerte schließlich gegen sechs Uhr morgens nach ungefähr vierhundert Sit-ups und unzähligen Liegestützen erschöpft ein.

Ich schleppte mich zum Frühstück und musste feststellen, dass Shawn zusammen mit der Gruppe, in der ich inzwischen meine Frühstücksbekanntschäften sah, am Tisch saß. Es war eine unangenehme Situation. Ich bemühte mich, ihm auszuweichen, ohne dass es allzu offensichtlich war, und er versuchte unübersehbar, meine Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich versuchte, meine geistige Gesundheit zu bewahren, indem ich all die Stellen auflistete, die ich nicht ansehen durfte. Dass ich Shawn nicht in die Augen sehen konnte, war eine Tatsache. Eine sonderbare Empfindsamkeit ging von ihm aus, die Fähigkeit, alle meine Verteidigungswälle einzureißen. Auch seinen beweglichen Mund und seine Hände durfte ich nicht anschauen, da sie zusammen all das aussprachen, was seine Augen mir bereits verrieten.

»Warum magst du mich nicht?«, fragte er mich direkt, als ich den Tisch verließ, um meine Teller abzuräumen. Er erwischte mich an der Schulter und drehte mich erneut um, damit ich ihn ansah. »Ich merke, dass du dich davor drückst, mit mir zu reden.«

»Tue ich nicht«, gab ich zurück. Ich sah ein wenig über seinen Kopf hinweg, ein Trick, den ich manchmal anwende, wenn ich keinen Augenkontakt zulassen will.

»Lügner«, sagte er, aber zeichnete das international anerkannte L für *Losser* auf seine Stirn. »Ist es, weil ich taub bin?«

»Natürlich nicht«, sagte ich. Er hatte mich sauber erwischt, denn nun sah ich ihm doch in die Augen. Es stand Triumph in ihnen.

»Ich will dein Freund sein«, sagte er.

»Ich brauche *keine* Freunde.«

»Doch, brauchst du.« Irgendwie gelang es ihm, mit den Händen zu seufzen. Es wirkte liebenswert, wenn auch anstrengend. »Du brauchst Freunde. Aber du schubst sie weg.«

»Ich brauche keine Freunde«, wiederholte ich. »Ich ziehe schnell weiter. Ich habe keine Zeit.«

Er streckte die Hand aus und schnippte mit dem Finger hart gegen meine Stirn. Es tat weh. Ich rieb die Stelle, als er sagte: »Ich bin dein Freund. Du kannst mich mal.« Tja. Da war wohl nichts zu machen. Ich konnte nicht anders, als zu grinsen.

»Du mich auch«, gab ich zurück. Ich wusste nur zu gut, dass sich auf meiner hellen Haut bald das Mal eines Verlierers abzeichnen würden, mitten auf meiner Stirn.

Shawn zeigte erneut sein gewinnendes Lächeln. Ich sah beiseite. Sobald ich das tat, kam seine Hand wieder auf mich zu und ergriff mein Kinn, zwang mich, ihn anzusehen. Ich zuckte zusammen. Darauf bin ich nicht stolz.

»*Ich bin dein Freund*«, sagte er erneut.

Ich riss mich zusammen. »Danke«, erwiderte ich und vollführte die einzige Geste der Gebärdensprache, die ich jemals irgendwo aufgeschnappt hatte, vermutlich noch in der Grundschule. Die Hand zum Mund und wieder hinunter, Handfläche nach oben.

Das brachte mir eine heftige Umarmung ein, dann ließ er mich allein.

Ich beschloss, an den Strand zu gehen, um eine zu rauchen, und Oscar, der zweite Raucher unseres kleinen Küchentrios, schloss sich mir an. Ich fand es unterhaltsam, dass Oscar begann, mich zu seiner kleinen Familie zu zählen, mich als *m'hijo* – mein Sohn – bezeichnete und mir wegen Shawn die Leviten las.

»Warum musst du so mit Shawn umspringen, Kumpel?«, fragte er mich, nachdem er seine Zigarette angezündet hatte. »Er will nur nett sein. Mann, er ist wie ein Welp. Man tritt keinen Welpen, nur weil er nett sein will.«

»Ich steh einfach nicht auf so was«, erklärte ich und versuchte, ihm so weit auszuweichen, wie es möglich war, wenn man nebeneinander auf einer Mauer saß. »Ich ziehe nicht rum und suche mir Freunde. Dafür bin ich zu viel in Bewegung. Verhindert verletzte Gefühle.«

»Wessen, *m'hijo*, deine oder seine?« Er deutete mit der Zigarette auf mich. »Ich versteh dich. Du bist der Typ Kerl, der nirgendwo lange bleibt. Aber St. Nachos? Es kann einen irgendwie einfangen, selbst wenn man eigentlich weiterziehen will. Es kann nicht schaden, einen Freund hier zu haben.«

Oh doch, kann es. »Ich denke darüber nach.« Ich dachte ohnehin an kaum etwas anderes, verfluchter Kerl. »Ich will es nur locker halten, verstehst du?«

»Ich weiß.« Er warf den Filter auf den Boden und trat darauf, bevor er ihn wieder aufhob und in den Mülleimer beförderte. »Ich meine ja nur...«

Er ließ mich schmorend dort zurück. Ich saß auf der Mauer mit dem ausgedrückten Filter in der Hand. St. Nachos hatte diese Wirkung auf einen. Man drückte die Kippe aus und hielt sie fest, nur um sie anschließend ordentlich in den Mülleimer zu werfen. Man wollte keinen Dreck hinterlassen. Ich bereute bereits, die Halbliterflasche Waschmittel gekauft zu haben. Ich konnte nur hoffen, dass sie sich nicht in meiner Reisetasche öffnete, wenn ich vor diesem Ort floh.

Jemand setzte sich neben mir auf die Mauer, das Gesicht in die entgegengesetzte Richtung gewandt. Shawn lehnte sich ein Stück zurück. Wie üblich trug er sein unbändiges Grinsen spazieren. Er schwieg eine Weile.

Ich empfand es bereits als irgendwie behaglich, mit ihm dort zu sitzen. Ich konnte die Menschen, mit denen ich in friedlichem Schweigen beieinandergegessen hatte, an einer Hand abzählen. Shawn war Nummer vier.

»Schön«, sagte er schließlich und bezog sich, wie ich vermutete, auf den Tag.

Ich antwortete nicht. Er hatte sich abgewandt und hätte mich nicht gehört.

»Ich möchte dich wieder spielen hören«, meinte er irgendwann.
»Ich will es durch meine Hände hören. Ich kann die Musik spüren, das gefällt mir.«

Ich lächelte ihm zu. »In Ordnung.«

Shawn drückte ein Smartphone in meine Hände und schloss meine Finger darum.

»Ich hab's mir ausgeliehen«, erklärte er. »Ich will dich verstehen, wenn du redest.« Er hielt sein eigenes Telefon in die Höhe. Er nahm das Exemplar, das er mir gegeben hatte, wieder an sich und tippte darauf herum, bis er die Kontakte fand, dann gab er ein paar Zahlen ein. »Du willst mit mir reden? Dann schreib mir.« Er zeigte mir, wo er *Shawn* zum Menü hinzugefügt hatte.

Das Problem war nicht, dass ich nicht wusste, wie man ein Smartphone bediente. Ich besaß nur keines. Es war schließlich nicht so, als hätte ich eine Adresse, zu der man die Rechnung schicken konnte. *Oder jemanden, mit dem ich reden wollte.* Mit der Erinnerung an Oscars Bemerkungen von vorhin verbiss ich mir einen sarkastischen Kommentar und nahm ihm das Telefon ab.

Ich experimentierte mit den Funktionen. *Wie kommt es, dass du so gut sprichst?*, tippte ich und sendete es ab.

Sprechen?, antwortete Shawn über sein eigenes Handy.

Ich erkannte die Möglichkeiten, die sich mir eröffneten. Es würde einiges erleichtern, nicht länger den Drang zu unterdrücken, laut zu sprechen und anzudeuten, was ich sagte.

Mit deiner Stimme, schrieb ich. *Von den anderen macht das keiner.*

»Ich bin nicht taub geboren worden«, erklärte er. »Als ich vier Jahre alt war, hatte ich eine durch Bakterien ausgelöste Gehirnhautentzündung. Es gab Komplikationen und die Antibiotika, die sie mir gegeben haben, hätten mich fast umgebracht. Ich erinnere mich ans Sprechen. Also war es etwas, woran ich mit meinen Lehrern arbeiten konnte.«

Ich verstehe, tippte ich. *Erinnerst du dich an Musik?*

Er nickte. »Was hast du gestern Abend gespielt?«

Ich beugte mich über das Display des Telefons und schrieb: *Es hieß La Habanera. Das ist aus Carmen. Von Bizet.*

»Dann heute Abend. La Habanera«, sagte er und versuchte mir zu vorzumachen, wie ich abends meine Finger bewegen sollte. »Du hast die Hände eines Musikers. Du solltest Gebärdensprache lernen.«

Ich nickte lächelnd, doch ich bezweifelte, dass er es mir abkaufte. Ich wollte auch gar nicht. *Ich hab so schon Glück, wenn die Leute verstehen, was ich sagen will*, schrieb ich und dachte im Stillen, dass die Computertastatur des Handys eine gute Sache war. Bei dieser Geschwindigkeit würde unser Gespräch Stunden dauern.

»Du hältst dich gut.« Er warf mir unter den Wimpern einen Blick zu. »Ich verstehe dich.«

Mir dämmerte, dass in der Stille Sicherheit lag, also schwieg ich. Meine Hände regten sich nicht. Nur dann, wenn wir sprachen, fühlte ich mich unbehaglich. Er entspannte die Schultern und ich konnte erkennen, dass er sich genau wie ich von der Sonne aufwärmen ließ.

»Ich finde dich attraktiv«, sagte er, dieses Mal, ohne seine Hände zu bewegen. »Ich glaube, du weißt das.«

Er sah mich an und ich *konnte* einfach nichts erwidern.

Sein nächstes Lächeln erreichte seine Augen nicht ganz. »Ich wollte trotzdem, dass du Bescheid weißt.« Als ich zum Tippen ansetzte, hielt er eine Hand hoch. »Ich bin älter, als ich aussehe, und ich bin geoutet.« Er sprang von der Mauer. »Ich dachte, das solltest du wissen.«

Shawn ging hinein. Nicht lange danach holte Kevin ihn mit dem Auto ab, vermutlich, um ihm zur Uni zu bringen. Ich saß immer noch auf der Mauer, als sie außer Sicht verschwanden.

Ich wusste, was ich von der Sache zu halten hatte. Und ich hielt daran fest. Dachte darüber nach, behielt es im Hinterkopf, aber dennoch, als es Nacht wurde, stand ich mit meiner Geige da, bereit, für Shawn zu spielen. Dank meiner Aufgaben rochen meine Hände nach Knoblauch, Zwiebeln und Zitronen. Ich hatte sie mit Spülmittel gewaschen, um die Aromen loszuwerden, aber der Geruch war so gut wie unmöglich zu entfernen.

Ich ging nach oben und wechselte die Kleidung, denn ich wollte definitiv nicht, dass die Überreste meines Brotjobs mit meiner Geige in Berührung kamen. Zumindest redete ich mir das ein. Dass ich in dem winzigen Spiegel im Bad mein Aussehen überprüfte, war nicht ganz ohne Hintergrund und ich ertappte mich sogar dabei, dass ich mich musterte und mich fragte, ob ich mich rasieren sollte.

Ich fing im Restaurant selbst an, unterhielt ein paar Paare, spielte ein oder zwei Geburtstagsständchen und anschließend ein paar gefühlsduselige Balladen und Mariachi-Favoriten. Shawn war nicht im Haus. Ich ließ mich von diesem Wissen gefangen nehmen, teils, weil ich froh darüber war, teils, weil ich enttäuscht war.

Ich schloss die Augen und rief *Cielito Lindo* aus den Tiefen meiner Erinnerung wach, spielte wie auf Autopilot und dachte an Shawn. Er hatte heute keine Schicht, er war den ganzen Nachmittag lang nicht hier gewesen. Es war unwahrscheinlich, dass er seinen freien Tag ausgerechnet in dem Laden verbringen wollte, in dem er die Tische abräumte. Genauso unwahrscheinlich war es, dass Kevin, mit dem ihn irgendeine frühere Beziehung zu verbinden schien, Lust auf einen Abend hier hatte.

Als hätten meine Gedanken ihn heraufbeschworen, betrat Shawn mit seinen Freunden die Bar. Sie setzten sich an denselben Tisch auf der Veranda wie am Abend zuvor, und dieses Mal stand Kevin auf, um Getränke zu holen.

Shawn winkte mir zu. Mit dem Hals meiner Geige winkte ich zurück.

Einer der Männer am Tisch, neben dem ich spielte, gab mir einen Dollar und bat mich, für seinen Freund *Happy Birthday* zu spielen. Am Ende gab ich sowohl *Happy Birthday* als auch *Las Mañanitas* zum Besten und zog weiter. Jemand bat um etwas Modernes. Ich kramte in meinem Kopf, bis ich auf *Sex and Candy* kam, einen Song von Marcy Playground, der mir früher ziemlich gut gefallen hatte. Ich spielte, während ich die Tische umrundete, lächelnd und den Gästen zunickend. Ich wusste, wo der Hase langlief.

Nachdem das Lied zu Ende war, drehte ich mich um und genau hinter mir, als hätte er auf mich gewartet, stand Shawn. Ich nahm meine Geige an die Seite.

»Du hast es versprochen. Dass du *La Habanera* für mich spielen würdest«, sagte er. »Ich warte. Der Abend ist da.« Mit den Händen gebärdete er die kleine Geste, die *Abend* bedeutete.

Ich schob die Geige unter mein Kinn und spielte. Dieses Mal musste ich seine Hand nicht platzieren. Erst zögernd, dann mit zunehmender Selbstsicherheit drückte er die Finger gegen die Unterseite des Instruments.

Anfangs versuchte ich, wirklich überall hinzusehen außer zu ihm, aber es war hoffnungslos. Ich konnte einfach nicht anders. Ich wollte diese Augen. Ich wollte sehen, was er dachte. Und es gelang mir.

Er war so durchschaubar. Er zeigte ein leichtes Lächeln, während sein Körper im Rhythmus des Stücks schwang, da es sich natürlich um einen Tanz handelte. Die Zeit verging und wir bewegten uns zu der urigen Musik vor und zurück, bis ich zum Ende kam. Wie ein erfreutes Kind klatschte er in die Hände.

»Ich konnte es spüren! Den Rhythmus fühlen!«, rief er und trommelte auf seine Brust, als könnte er den Takt noch hören. »Ich fühle Klänge.«

»Ich verstehe«, erwiderte ich.

»Wir sind alle Künstler.« Er deutete zu seinen Freunden. »Wir singen.«

Etwas in meiner Miene musste meine Zweifel verraten haben, denn er deutete auf mich und sagte: »Ohrenbanause.« Seine Freunde gebärdeten ihre Zustimmung.

»Kennst du das Lied *You raise me up?*«, fragte Shawn.

Ich nickte. Wenn ich diesen Song nicht auf drei Dutzend Hochzeiten und mindestens ebenso vielen Abschlussfeiern gespielt hatte, wusste ich es auch nicht. Sogar auf der Abschlussfeier meiner eigenen Schwester vom College hatte ich ihn zum Besten gegeben.

Shawn deutete zu Kevin, der darauf hin zu dem Equipment ging, das der DJ später verwenden würde, und ein paar Tasten drückte. Ich sah mich nach Jim um, um herauszufinden, ob er wusste, dass der Kleine an seiner Anlage herumfummelte. Nachdem ich seine Aufmerksamkeit erregt hatte, warf er einen Blick in Kevins Richtung, bevor er die Schultern zuckte, als wolle er sagen: »Kein Stress.«

Ich vermutete, dies war nicht das erste Mal, dass sie sich daran zu schaffen machten.

Shawn nickte seinen Freunden zu und stand für ein paar Minuten bei ihnen, um mit ihnen zu sprechen. Dann stellten sie sich im Halbkreis auf. Ich wusste nicht, was mich erwartete. Einige weitere Gäste versammelten sich um sie.

Shawn nickte Kevin zu, der daraufhin die Musik anmachte und laut aufdrehte. Das Lied war durch Josh Groban berühmt geworden, doch ich hatte es bereits in der Musikschule kennen und schätzen gelernt, da es sich um einen entfernten Verwandten von *Londonderry Air* handelte.

Shawn und seine Freunde begannen, den Text in amerikanischer Gebärdensprache zu interpretieren, mehr als das, sie tanzten die Worte. Es handelte sich um ein hübsches, wenn auch schlichtes Lied und der Text garantierte auf einer kitschig-gefühlsduseligen Hochzeit feuchte Augen. Ein guter Song, um dazu mit dem Brautvater zu tanzen, hatte ich immer ein wenig zynisch gedacht.

Doch Shawn und seinen Freunden zuzusehen, wie sie es sangen, zu erleben, wie ihre wunderbaren Hände sich in Rhythmus und Harmonie miteinander bewegten, war so wunderschön, dass es keine Worte dafür gibt. Sie machten die Musik auf eine Weise sichtbar, wie ich es nie gekonnt hätte. Ich hatte den Eindruck, ihnen beim *Singen* zuzusehen, veränderte meine vorgefasste Auffassung davon, was Musik war und was nicht. Für einen Mann, der sein ganzes Leben lang durch seine Ohren gelebt hatte, war das, als müsste ich meine Welt neu ordnen.

Die meiste Zeit über beobachtete ich Shawn, der zu glühen und Wärme an mich abzugeben schien. Aber genau wie die Sonne hätte er ebenfalls dreiundneunzig Millionen Meilen weit entfernt sein können.

Ich nehme an, ich hätte erwarten müssen, dass Shawn mir später zu meinem Zimmer folgen würde. Nur war ich davon ausgegangen, dass Kevin es nicht gestatten würde. Ich verließ gerade die Dusche, als ich es an der Tür klopfen hörte. Ich war *wirklich* überrascht, Shawn draußen vorzufinden.

»Hey«, sagte er, während er die Tatsache verdaute, dass ich nur ein Handtuch um die Taille trug.

»He«, gab ich zurück, ohne die Tür für ihn zu öffnen. Ich platzierte meinen Körper so, dass er sowohl den Eingang als auch den Blick in das spartanische kleine Zimmer blockierte.

»Ich bin gekommen, um mich bei dir zu bedanken«, sagte er.

»Gern geschehen.« Ich konnte es ihm wenigstens schwer machen.

»Ich möchte reinkommen.« Seine Hand hob sich, um mir das nasse Haar hinter das Ohr zu streichen. »Dein Tattoo gefällt mir.« Er deutete auf die Fetisch-Tätowierung, die ich mir vor Jahren hatte stechen lassen: ein Herz, das von einer Peitsche mehr oder weniger zerdrückt wurde.

»Schau«, sagte ich und versuchte, meine Worte deutlich zu machen. »Du scheinst ein netter Kerl zu sein...«

Er stieß mir gegen die Brust, und plötzlich war er in der Wohnung und schloss die Tür hinter sich.

»Tue ich das?«, fragte er. Es war, als wäre er plötzlich eine ganz andere Person. »Komme ich dir wie ein netter Kerl vor?« Er berührte mich immer noch, und nun führte er den Daumen über das Piercing in meiner Augenbraue.

Ich glaube, meine Brauen schossen über meinen Kopf hinaus. Warme, braune Augen beobachteten mich, warteten darauf, dass ich etwas sagte. Er zeigte eine Art Grinsen, als würde er innerlich über mich lachen.

»Jepp«, sagte ich. »Ein netter Kerl.«

Genau das war es, was mich aus dem Gleichgewicht brachte. Ich wusste, dass er nett war. In dem Wortsinn, wie meine Mutter es verwendet hatte, als ich noch ein Kind gewesen war: Fass das nicht an, das ist nicht nett. Sei nett. Spielt nett miteinander. Er ist ein netter Junge, das genaue Gegenteil vom ständig stillschweigend angedeuteten *verdorben*.

Shawn war kein verdorbener Junge. Ich schon.

Ich ließ mich auf die Knie fallen und begann seinen Gürtel zu öffnen. Er sprang ein bisschen rückwärts, eindeutig gerüstet und

bereit, doch mit der Geschwindigkeit, mit der sich die Dinge zwischen uns entwickelten, hatte er nicht gerechnet. Mein Handtuch fiel herunter und breite sich zu meinen Füßen aus. Hart riss ich am Knopf seiner Jeans.

»Oh! Hey!« Er stieß einen kleinen Schrei raus.

Ich rieb seinen Schwanz hinter dem Reißverschluss. Für den Fall, dass er keine Unterwäsche anhatte, war ich vorsichtig, aber ich stellte fest, dass er welche trug. Ich zog den Reißverschluss auf und seine Shorts runter, um freie Sicht zu haben. Er war hart und riesig. Sein Schwanz sprang mir in die Hände und hinterließ eine feuchte Spur. Offensichtlich hatte er sich darauf gefreut, dass endlich etwas zwischen uns geschah, und ich konnte ihm keinen Vorwurf machen. Mir ging es nicht anders.

Probeweise leckte ich an der Unterseite seines Schwanzes entlang und streckte die Hand nach einem Kondom aus.

»Gummi?«, fragte ich und sah auf. Er wirkte schockiert. Seine Hände zitterten, als er nach seinem Geldbeutel griff. »Kondom?«, fragte ich erneut und bemühte mich, das Wort deutlich auszusprechen.

»Ich hab eins«, antwortete er.

»Nur eins?« Fragend hielt ich einen Finger in die Höhe. Ich hatte selbst welche, aber von Hurensöhnen wie mir wird nicht erwartet, das zu erwähnen.

»Ja«, entgegnete er und strich mir zögernd über das Haar. Er sah mich an, aber ich hatte einen Vorteil: Ich musste ihn nicht anschauen, um ihn reden zu hören. Davon machte ich Gebrauch.

»Okay.« Ich stand auf und ging zum Bett, kniete mich auf alle viere und sah mich zu ihm um. Ich weiß nicht, wie mein Plan aussah. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich einen hatte. »Komm her.« Ich krümmte den Finger.

Shawn sagte nichts. Das Schweigen zwischen uns dehnte sich aus, während ich ihn weiterhin über meine Schulter anschaute. Ich konnte in seinem offenen Gesicht lesen. Dann fiel der Groschen, was ich von ihm wollte und wie ich es wollte. Ich konnte genau den Augenblick ausmachen, in dem er sich entschied, es mir zu geben.

Er riss sich die Hosen runter und trat sie beiseite, dann sprang er hinter mir auf das durchgelegene Bett. Er schlug mir so hart auf den Hintern, dass es schmerzte, dann lehnte er sich nach vorn und spuckte mir – wofür ich ihm Anerkennung zollen musste – wie ein Pornostar aufs Loch und öffnete mich. Nur Augenblicke später rollte er sich das Kondom über und drang in mich ein. Er legte die Hand auf meine Stirn und zog mich mit sich zurück, sodass er mit der freien Hand nach meinem Schwanz greifen und doch das Gleichgewicht halten konnte. Er stieß in mich und rieb meinen Schwanz, dann biss er mich und kam.

Ich ebenfalls.

Wenn mich jemand in diesem Augenblick gebeten hätte, den Begriff *mit den eigenen Waffen geschlagen werden* zu definieren, hätte ich ihm eine signierte Autogrammkarte von mir gereicht. Shawn zog mich hart an sich und leckte über die Stelle, in die er zuvor gebissen hatte, bevor wir als verschwitztes Knäuel aufs Bett sanken.

Ohne nachzudenken sagte ich: »Du hast das schon mal gemacht.«

Er legte fester den Arm um Taille. »Schenk's dir«, meinte er. »Solange ich deine Lippen nicht sehen kann, bist du für mich eine Gummipuppe.«

Er zog sich das Kondom ab und knotete es zu, bevor er einen Dreipunkte-Wurf quer durch den Raum in den Mülleimer machte.

Ich konnte spüren, dass seine Muskeln sich entspannten, obwohl meine gefroren geblieben. Irgendwann – ich habe keine Ahnung, wie lange es dauerte – schlief er ein. Ich nahm seinen tiefen, gleichmäßigen Atem wahr und hörte ein leises Schnarchen.

Vorsichtig drehte ich mich um, um ihn anzuschauen. Verdammt, er war wunderschön. Er hatte hohe Wangenknochen und Brauen, die sich wie Federn über großen, tief liegenden Augen spannten. Sein Mund war ein feuchter Traum, dick und üppig, zum Küssen und Beißen, leicht geöffnet und entspannt. Ich wagte es nicht, ihn zu berühren.

Behutsam glitt ich aus dem Bett und machte mich auf den Weg unter die Dusche. Ich stellte das Wasser so heiß, wie ich es ertragen konnte, und ließ es über mich hinwegspülen. Ich gab mir Mühe,

keinesfalls das Gefühl zuzulassen, dass ich mich selbst betrogen hatte. Und Shawn ebenfalls, denn mehr als das vorhin hatte ich ihm nicht anzubieten. Ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich mir wünschte, dass er da war, wenn ich zum Bett zurückkehrte, oder nicht. Doch er war da.

Während ich in den Schlaf hinüberglitt, fragte ich mich, ob er auch am Morgen noch an meiner Seite sein würde, aber das war nicht der Fall. Und zum ersten Mal seit Jahren hatte ich vielleicht genau das bekommen, worum ich gebeten hatte, aber keinesfalls das, was ich wollte.

Lesen Sie weiter in...

Die Sprache der Sehnsucht

Roman von Z.A. Maxfield

Mai 2019

www.cursed-verlag.de